



SANDRA ANUSIEWICZ-BAER | LARA DÄMMIG

**JUNG
UND JÜDISCH
IN DER DDR**

HENTRICH
& HENTRICH

Inhalt

- 8 **Einleitung**
Sandra Anusiewicz-Baer und Lara Dämmig
- 30 **Das Wunder von Chanukka – Ostberlin 1989**
Thomas Sandberg
- 32 **„Die Gemeinde war für mich eine Nische.“**
Eva Nickel
- 42 **„Jeder Doofe fährt nach Glowe“**
Benno Simoni
- 52 **„Wir dürfen uns nicht unterkriegen lassen!“**
Helga
- 60 **Das war mir nicht in die Wiege gelegt worden.“**
Irina
- 68 **„Ich glaube, dass die Gemeinde für viele eine Art Familienersatz war.“**
Marion Kahnemann
- 80 **„Es war eine schöne Zeit.“**
Stefan
- 88 **„Im Regal standen eine Menora und eine Chanukkia.“**
Rivka

- 98 **„Unseren Eltern war es wichtig!“**
Achim und Detlef
- 108 **„Ich bin irgendwo dazwischen.“**
Esther
- 118 **„Ich bin plötzlich zu etwas geworden, was ich im normalen Zustand
vielleicht nie geworden wäre.“**
Judith Eschwege
- 128 **„Das war einfach so.“**
Chaim Adlerstein
- 136 **„Ich möchte dazugehören!“**
Tana
- 144 **„Die Gemeinde war für mich ein Social Club.“**
Jörg
- 150 **„Ein selbstverständlicher Umgang mit Geheimhaltung“**
Rahel
- 158 **„Jetzt weiß ich endlich, wo dein Name herkommt!“**
Ilanit
- 166 **„Ich war immer allein mit diesem Thema.“**
Juliette Brungs

- 178 **„Ich hätte mir so sehr gewünscht, dass es einen einzigen Menschen
in meinem Alter gibt, mit dem ich darüber sprechen kann.“**
Vater und Tochter
- 196 **„Ich fand, es ist ein Grundrecht eines Menschen, vernünftig sitzende Jeans
zu haben!“**
Andrea Tatjana Wigger
- 202 **Die Gruppe „Wir für uns“**
Annette Leo
- 218 **Der Westen im Osten – Erinnerungen an das internationale jüdische
Sommerferienlager in Ungarn**
Sandra Anusiewicz-Baer
- 228 Personenverzeichnis
- 229 Literaturlauswahl zum Weiterlesen
- 230 Begriffsglossar
- 233 Bildnachweis
- 234 Über die Autorinnen

Einleitung

Sandra Anusiewicz-Baer und Lara Dämmig

Wir wussten voneinander, waren uns aber nie direkt begegnet. Wir schwammen mit in den sich ausbreitenden Wassern der Erinnerung, die jüdisches Leben in Deutschland durchtränkten. Kein Gespräch über jüdische Gegenwart ohne den Blick zurück. Lange Zeit richtete sich dieser Blick vornehmlich auf die Lebensgeschichten der Überlebenden. Überlebende, häufig aus Osteuropa, die in den Displaced Person Camps gestrandet waren und aus unterschiedlichen Gründen das Nachkriegsdeutschland nicht verließen, sondern Existenzen in Westdeutschland gründeten – zumeist von Unverständnis und Missbilligung seitens der jüdischen Gemeinschaft außerhalb Deutschlands begleitet. Oder Überlebende, die nichtjüdische Partner und Partnerinnen hatten, denen sie in vielen Fällen ihr Überleben verdankten. Zehn Jahre nach der Wiedervereinigung und der Einwanderung russischsprachiger Jüdinnen und Juden wendete sich die Forschung den Erzäh-

lungen der vom Osten aus dem ehemaligen Sowjetreich in den Westen nach Deutschland Gezogenen zu. Untersucht wurden die Motive und Motivationen, die GUS-Staaten zu verlassen, um statt nach Israel oder in die Vereinigten Staaten sich im wiedervereinten Deutschland niederzulassen. Untersucht wurden der Integrationsprozess und die Identitätskonstruktionen dieser – Kontingentflüchtlinge genannten – Einwanderer. Die anfängliche Euphorie ob der Verjüngungskur und des Mitgliederzuwachses für bestehende Gemeinden bzw. über die Neugründungen jüdischer Gemeinden wich schließlich einer Ernüchterung, als klar wurde, dass die Zuwanderer mehr an Schach als am Schabbat interessiert waren und das gesellige Beisammensein im Klub Odessa dem Einführungskurs in das „Hebräisch des Gottesdienstes“ vorzogen.

In das Narrativ der Überlebenden wurden vereinzelt auch die Stimmen jüdischer Ostdeutscher eingestreut, wie in den Erzählbänden von Günther B. Ginzel, „Der Anfang nach dem Ende – Jüdisches Leben in Deutschland 1945 bis heute“,

oder in Richard Chaim Schneiders „Wir sind da! Die Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis heute“. Daneben gab es einen ersten Band mit Interviews, die Robin Ostow, eine kanadische Soziologin, noch während der Eisernen Vorhang zugezogen war, Mitte der achtziger Jahre mit Juden und Jüdinnen in der DDR geführt hatte und der 1989 erschien. Ein ähnliches Projekt, nur war der Herausgeber Vincent von Wroblewsky als ehemaliger Ossi näher dran, entstand mit dessen Band „Zwischen Thora und Trabant. Juden in der DDR“. Die sieben Interviews, die er mit jüdischen Bürgerinnen und Bürgern der ehemaligen DDR führte, sowie ein weiteres, in dem er selbst Rede und Antwort stand, wurden 1993 veröffentlicht. Das Buch „A Tree Still Stands“ des amerikanischen Fotografen, Filmemachers und Autors Yale Strom, das während der Zeit der Öffnung Osteuropas entstand und 1990 erschien, porträtiert „Jewish Youth in Eastern Europe Today“, wie es im Untertitel heißt, wobei Ostdeutschland mit den Zeugnissen und Fotos von vier jüdischen Kindern den Auftakt macht.

Das Interesse an den Zuwanderern, das Ende der neunziger Jahre einsetzte, dauert fort. Gleichzeitig wurde die deutsch-jüdische Gemengelage von einer neuen Gruppe verstärkt, die die Vergangenheit zukunftsfruchtig schien ließ: Tausende Israelis begannen nach der Jahrtausendwende Deutschland für sich zu entdecken. Natürlich wurden die Zahlen der aus Israel ins Nachwendedeutschland ziehenden Israelis in der

Presse und bei offiziellen Verlautbarungen aufgebauscht. Doch die nach unten korrigierte Zahl von 20 000 bis 25 000 Israelis,¹ die mehrheitlich in Berlin, aber ansonsten über das gesamte Bundesgebiet verteilt lebten, kommt ziemlich nahe an die Zahl der bis zum Mauerfall in Westdeutschland erfassten 27 000 Gemeindemitglieder heran. Mit anderen Worten, die kleine jüdische Gemeinschaft in Deutschland setzte sich in der Wahrnehmung der dieser Gemeinschaft Angehörigen sowie in der öffentlichen Wahrnehmung und Darstellung aus drei disparat zu nennenden Gruppen zusammen: den Alteingesessenen, Kontingentflüchtlingen und Israelis.

Mit zunehmendem Abstand zum Kollaps Ost und im Nachgang von Mauerfall- und Wiedervereinigungsjubiläen begann sich Interesse für die kleinste Gruppe innerhalb der jüdischen Minderheit in Deutschland zu regen: Jüdinnen und Juden aus der ehemaligen DDR. Viele Publikationen arbeiteten zunächst die komplizierte Liaison zwischen den Gemeinden und den Partei- und Staatsorganen heraus oder zeichneten die konfliktreichen Verortungen der jüdischen DDR-Bürger fernab der Gemeinden nach, Juden und Jüdinnen, die sich für den selbsterklärten antifaschistischen und sozialistischen Staat engagierten und denen alles Religiöse fremd war

¹ Vgl. Dani Kranz: „Das Körnchen Wahrheit im Mythos: Israelis in Deutschland – Diskurse, Empirie und Forschungsdesiderate“, Berlin, 2020, S. 8.

und gemäß kommunistischer Ideologie als hinterwäldlerisch galt.²

Im November 2016 lud dann das Jüdische Museum Berlin gemeinsam mit der Rosa-Luxemburg-Stiftung zu einer Tagung mit dem Thema „Die Geschichte der Juden in der DDR: Forschungsansätze und neue Perspektiven“. Auf dieser Tagung begegneten wir uns: Lara Dämmig, ehemals Mitglied der Ostberliner jüdischen Gemeinde und Sandra Anusiewicz-Baer, aufgewachsen in der Dresdner jüdischen Gemeinde. Schnell geriet die Veranstaltung zum Spiegel der geläufigen Diskussionen, wenn es um „Juden in der DDR“ ging. Da wurde die intellektuelle, kommunistisch-jüdische DDR-Elite glorifiziert, die stur an das bessere Deutschland geglaubt hatte und so getan, als ob es im Arbeiter- und Bauernstaat keine stinknormalen jüdischen Bauarbeiter, Köche oder Lehrerinnen gegeben hätte. Da wurde über Jüdinnen und Juden in der DDR gesprochen, doch über jüdisches Leben, spezifisch jüdisches Ge-

meindeleben war wenig zu vernehmen. Da wurde der Hinweis auf Antisemitismus in der DDR als Affront von westdeutscher Seite gewertet und gekontert, dass jeder, der nicht dabei gewesen sei, es nicht beurteilen könne. Eine von uns war bereits in Verhandlungen mit dem Museum Pankow, die dann platzten. Bei der Erkundung jüdischer Räume im heutigen Berliner Stadtbezirk Pankow sollte die Frage im Mittelpunkt stehen, welche Rolle diese Räume für Jüdinnen und Juden in der Stadt spielten und mit welchen Erinnerungen und Gefühlen sie verknüpft waren und sind. Die Andere war seit Jahren schwanger mit dem Wunsch, ausgehend von ihren Tagebucheinträgen mehr über die Entstehung und Beschaffenheit der jüdischen Kinderferienlager im Osten herauszufinden. Wir entwickelten die Idee für ein Interviewprojekt, dessen Realisierung nun in Buchform vorliegt. Wir danken der Verlegerin Dr. Nora Pester, die sich inhaltlich von Anfang an für das Projekt engagiert hat.

Vor allem schien die Perspektive auf den „jüdischen Ort“ zu fehlen, der sich in Gestalt der Gemeinde zeigte, die ein häusliches Dach bot, unter dem die Mitglieder zusammenkamen, sich austauschten und Familie erlebten. Dabei erstreckte sich die Gemeinde über den physischen Bereich der Synagoge oder der Gemeinderäume hinaus und bezog solche Treffpunkte wie das Sommerferienlager mit ein. Wir begannen also Freundinnen, Freunde und Bekannte zu kontaktieren, von

² Vgl. Mario Keßler: Die SED und die Juden – zwischen Repression und Toleranz. Politische Entwicklungen bis 1967, Berlin 1995; sowie Moshe Zuckermann (Hg.): Zwischen Politik und Kultur. Juden in der DDR, Göttingen, 2002. Des Weiteren Lothar Mertens: Davidstern unter Hammer und Zirkel. Die Jüdischen Gemeinden in der SBZ/DDR und ihre Behandlung durch Partei und Staat 1945–1990, Hildesheim 1997, oder die Dissertation von Ulrike Offenberg: „Seid vorsichtig gegen die Machthaber“ – Die jüdischen Gemeinden in der DDR 1945 bis 1990, Berlin, 1998. Auch Michael Wolffsohns „Die Deutschland Akte. Juden und Deutsche in Ost und West. Tatsachen und Legenden“ von 1995 fällt in diese Kategorie.

denen wir wussten, dass sie an den Feierlichkeiten in der Gemeinde teilgenommen hatten oder ins Ferienlager gefahren waren, und sie zu ihren Erinnerungen zu befragen. Männer und Frauen, die vom Kiddusch in Glowe, Schabbat-Feiern im Gemeindesaal in der Oranienburger Straße in Berlin oder der Bar Mitzwa-Vorbereitung in der Leipziger Gemeinde berichteten. An diese Orte wollten wir als Autorinnen im übertragenen Sinne zurückkehren, da wir sie selbst als wichtig für uns erlebt und empfunden hatten. Beide fuhren wir ins Ferienlager nach Glowe, feierten Kinder-Chanukka in den Gemeinden und erlebten Seder-Feiern im Dresdner Hotel Newa oder im Jüdischen Altersheim in Berlin-Niederschönhausen. Daher leitete die Frage nach jüdischen Erlebnissen unsere Interviews und kreisten die Gespräche um Orte, Räume und Begegnungen, die durch die spezifische Ausgangslage jüdischen Lebens in der DDR entstanden waren. Die Interviews widerspiegeln keine kompletten, kohärenten Lebensgeschichten. Sie fokussieren auf Familiengeschichte und deren Tradierung, auf die Entwicklung eines eigenen jüdischen Bewusstseins unter den Bedingungen des Sozialismus und auf den Stellenwert, den die Aktivitäten und Begegnungen in den Gemeinden dabei eingenommen haben. Mit unseren Fragen haben wir uns auf diese Aspekte konzentriert. Indem spezifisch nach der Teilnahme an Gemeindeaktivitäten gefragt wurde, entfaltete sich die Bedeutung, die diese für den Einzelnen hatte, retrospektiv.



**Bar Mitzwa von Ramon Anusiewicz
in Dresden, 3. Juli 1965**



**Kinderchanukkafeier in der Jüdischen Gemeinde
zu Dresden mit dem Gemeindevorsitzenden
Helmut Aris, 28. Kislev 5724 / 14. Dezember 1963**

Sie wurde möglicherweise erst in der Erzählung im Interview hergestellt. Das heißt nicht, dass diese Aktivitäten und dieses Dreimal-im-Jahr-Zusammenkommen keinerlei Bedeutung hatte, sondern dass diese Bedeutung nur unbewusst wahrgenommen wurde. Persönliche Geschichten ändern sich je nachdem, was eine Person zu einem bestimmten Zeitpunkt erzählen möchte, basierend auf dem Thema, das sie hervorheben soll. Manches tritt in den Vordergrund, anderes tritt zurück. Der entstandene Text gibt uns daher Auskunft darüber, wie die Protagonisten sich und ihre Entwicklung beurteilen und zu den Erfahrungen und Erlebnissen in Beziehung setzen, statt historisch verbürgte Ereignisse wiederzugeben.

Einführung zu den Interviews

Joan Didion schreibt, dass eine Verbindung besteht zwischen dem Schicksal einer Gesellschaft und der Art und Weise, wie ihre Geschichten erzählt werden. Wir wissen, welches Schicksal die DDR-Gesellschaft genommen hat. Darüber hinaus kennen wir die grausame Geschichte des Vorgängerstaates, des nationalsozialistischen Deutschlands. In den Interviews lesen wir darüber, auf welche Art und Weise die Geschichte der beiden Deutschlands ihren Abdruck in den Erzählungen, Gefühlen und Bewertungen der Interviewpartnerinnen und -partner hinterlassen hat.

Wir setzen nicht zum großen Counter-Narrativ an und vertreten auch nicht den Anspruch, endlich denen eine Stimme zu verleihen, die sonst nie zu Wort kommen. Unsere Gesprächspartnerinnen und -partner kommen selbst und unvermittelt zu Wort. Wir haben die Interviews fast immer gekürzt und die jeweiligen Erzählabschnitte oft in eine andere Reihenfolge gebracht. Doch bei allen Änderungen stand die Bemühung im Vordergrund, die gesprochene Sprache in einen geschriebenen Text zu überführen, der das Charakteristische der einzelnen Gesprächspartnerinnen und -partner bewahrt. Spezifische Ausdrücke, wie z.B. Rausch Haschonoh haben wir beibehalten. Ebenso die Verwendung des Begriffs Lager oder Lagerleiter, die jedem, der einmal den Eintrag zu diesem Wort im „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“³ gelesen hat, Unbehagen bereitet. Und doch gibt es kein anderes, ob es sich nun um Kinderferienlager, Sommerlager oder Camp handelt. Unbehagen bereitet darüber hinaus vielleicht die genderunsensible Sprache, die wir belassen haben.

Die Personen, die erzählen, sind mit einer Ausnahme alle in der DDR geboren und aufgewachsen. Sie gehören zur zweiten und dritten Generation, wobei die Grenze, wann eine Generation beginnt und wann sie endet, schwer festzulegen ist. Ihre Eltern oder Großeltern sind

³ Vgl. Dolf Sternberger, Gerhard Storz, W. E. Süskind: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, München 1962, S. 70–74.

entweder ins Exil geflohen und nach dem Krieg zurückgekehrt, wurden aus dem Konzentrations- oder Vernichtungslager befreit oder haben im Untergrund überlebt. Ihre Wurzeln erstrecken sich von Osteuropa bis nach Amerika. Die, die schließlich ihr Leben in der DDR einrichteten, waren oftmals die Einzigen in ihrer Familie, die nach Deutschland zurückkehrten oder hier strandeten und blieben. Die Verwandtschaft war über die ganze Welt zerstreut, die unmittelbare Familie in der DDR klein und in der Regel mit nichtjüdischem Anhang. Umso mehr erfüllte die organisierte Gemeinde eine Familienersatzfunktion. Gemeinde, das war nicht in erster Linie ein Ort, seine Religiosität zu leben, auch wenn sich die Gemeinden als Religionsgemeinschaften definierten, sondern vielmehr ein Ort gesellig beisammensitzen. Das galt ebenso für die Sommerferienlager, die vor allem eine Gelegenheit boten, dass jüdische Kinder drei Wochen lang miteinander unbeschwert Zeit verbringen konnten. Im Vordergrund stand die emotionale Zugehörigkeit – verbunden waren wir alle durch die sich ähnelnden, doch in der Gesamtbetrachtung sehr speziellen Familiengeschichten. Nicht alle waren halachisch jüdisch. Wenn das gezählt hätte, hätten die jüdischen Gemeinden in der DDR aus noch weniger Mitgliedern bestanden. Es liegt auf der Hand, dass die hier versammelten Interviewaufzeichnungen kein vollständiges Bild jüdischen Aufwachsens und Lebens in der DDR dokumentieren können. Aber sie können

den Blick weiten über das Individuelle hinaus und das Allgemeine im Besonderen aufspüren.

Was fehlte, war Wissen. Wissen und das entsprechend religiös gebildete und pädagogisch geschulte Personal, dieses zu vermitteln. In einigen Familien erhielten sich wenige Traditionen, zum Beispiel das Zünden der Chanukka-Lichter. Selten konnten Bnei Mitzwa gefeiert werden, aber wenn, waren es Großereignisse, zu denen nicht selten die gesamte Gemeinde mit der Bitte um rege Beteiligung eingeladen wurde. Im Gemeindearchiv in Dresden zeugen Listen mit Angaben darüber, wie viel Geld jedes Gemeindeglied dem zur Tora aufgerufenen Jungen spendete, davon, dass Onkel, Tanten, Cousinen, Großeltern – eine große Mischpoke eben – nicht anwesend waren um die Synagoge zu füllen und den Bar Mitzwa reich zu beschenken. Der nicht-jüdische Freundeskreis, die Klassenkameraden und später die Arbeitskolleginnen und -kollegen oder weitläufige Bekannte wurden in der Regel nicht eingeweiht. Da sich das Leben der Interviewten im Alltag nicht sonderlich von dem aller anderen unterschied, spielte Judentum und Jüdischsein in der Wahrnehmung durch die Außenwelt eine untergeordnete Rolle. Gleichzeitig wurde vielen Gesprächspartnern von ihrer Familie die Botschaft vermittelt, nicht über ihr Judentum oder ihre Herkunft zu sprechen. Bis heute zeigt sich bei den Interviewten, wie sehr sie diese, oft nicht explizit ausgesprochene Bitte, verinnerlicht hatten. Die Frage, ob und wie viel

Antisemitismus es in der DDR gegeben hat, wird in der Wissenschaft ebenso wie von Jüdinnen und Juden und damit auch von unseren Gesprächspartnern sehr unterschiedlich beantwortet. Es scheint fast, als ob hier keine allgemein abschließende Aussage möglich ist, zu uneindeutig war die Politik der DDR, die zwischen verordnetem Antifaschismus und sehr deutlichem Antizionismus pendelte. Doch auch wenn antisemitische Sprüche und Klischees immer wieder auftauchten, beschreiben viele der Interviewten, dass sie persönlich keinen Antisemitismus erfahren haben.⁴ Fazit ist, dass Antisemitismus von den Einzelnen in sehr unterschiedlicher Intensität wahrgenommen wurde.

Mit dem Fall der Mauer ergaben sich nicht nur geografisch neue Möglichkeiten. Auch die Gemeinden wandelten sich. Vor allem wurden sie durch die Zuwanderung größer und verloren ihren familiären Charakter. Die sich rasant veränderten Zahlenverhältnisse drückten manche unserer Gesprächspartner an den Rand, teilweise so weit, dass sie nicht nur den Kontakt zur Gemeinde verloren, sondern damit den einzigen Ort, an dem sie bisher jüdisch sein konnten. Manche unserer Interviewten fühlten sich nicht mehr

zu Hause, manche fast vertrieben. Lediglich in Berlin boten zumindest für eine gewisse Zeit der 1989 gegründete und inzwischen aufgelöste Jüdische Kulturverein oder die bis noch einige Jahre nach der „Wende“ bestehende Frauengruppe der Ostberliner jüdischen Gemeinde eine ostdeutsch-jüdische Heimat. Die politischen Turbulenzen, die wirtschaftlichen Unsicherheiten und die gesellschaftlichen Veränderungen, die stark in das persönliche Leben eingriffen, schoben das Judentum bei manchen erst einmal in den Hintergrund, wo es teilweise auch blieb. Andere ergriffen die neuen Chancen und holten all das nach, was in der DDR nicht möglich war. Sie fuhren nach Israel, lernten zum ersten Mal ihre Verwandten im westlichen Ausland kennen, fanden zum ersten Mal jüdische Freunde und Freundinnen und einen Zugang zu jüdischen Wissensressorts, die ihnen zuvor nicht offenstanden. Viele sind den Gemeinden, nicht unbedingt der jüdischen Gemeinschaft, verloren gegangen, waren aber unserem Projekt gegenüber sehr aufgeschlossen. Einige haben sich trotzdem entschieden, anonym zu bleiben, weil sie in ihrem privaten Umfeld ihr Jüdischsein und die damit verbundenen Erinnerungen und Gefühle nicht thematisieren, der Erzählprozess für sie schmerzhaft war oder sie Angst vor Antisemitismus haben. Wir sind unseren Interviewpartnerinnen und -partner sehr dankbar, dass sie uns Vertrauen schenkten und bereitwillig Auskunft gaben.

⁴ Vgl. diesen Befund mit Cora Granatas Text „Das hat in der DDR keine Rolle gespielt, was man war“ – „Ostalgie“ und Erinnerungen an Antisemitismus in der DDR, 1949–1960“ in: Zuckermann, Zwischen Politik und Kultur [FN 2], S. 82–100.